

Korinna Bächer

Zwischen Kaffeeklatsch und Krisenberatung

Niedrigschwellige und präventive Hilfen für junge Familien im Vorfeld der Kindesvernachlässigung - ein Beispiel aus der Stadtteilarbeit

Präventive Projekte gegen Kindesvernachlässigung sind Angebote, die es Müttern und Vätern erleichtern sollen, ihren Kindern hinreichend gute Eltern zu sein - eine einleuchtende Angelegenheit, in der allerdings eine Reihe von Widersprüchen steckt.

- Es gibt inzwischen viele Erkenntnisse darüber, warum Kinder vernachlässigt werden, woran sich Vernachlässigung zeigt und wie sie sich langfristig auswirkt. Das Wissen darüber, wie sie verhindert werden kann, ist geringer, insbesondere aber die Möglichkeiten einer Umsetzung in die Praxis.
- Wenn junge Leute heute ein Kind bekommen, dann in der Regel, weil sie sich - alleine oder zu zweit, vor oder nach der Zeugung - dafür entschieden haben und sich etwas für ihr Leben erhoffen: einen Lebensinhalt, eine Bereicherung, einen Neubeginn, Familienglück... und sie trauen sich diese Aufgabe zunächst auch zu. Das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten ist eine der wichtigsten Quellen für gelingende Elternschaft. Präventive Projekte sollen diese Fähigkeiten fördern und „Lust auf Elternschaft“ machen, aber nicht mit Schilderungen der Folgen elterlicher Unzulänglichkeiten abschrecken.
- Andererseits verblasst Prävention leicht zum banalen Schlagwort in einer Grauzone der Beliebtheit, wenn sie sich nicht rechtfertigen und ihre Wirksamkeit anhand von Negativbeispielen belegen kann, in denen z.B. - ohne präventive Hilfen - eine Eltern-Kind-Beziehung folgeschwer entgleist ist. Ein Reden mit zwei Zungen also. Unzählige Angebote beanspruchen präventive Wirkung für sich, und es stellt sich die

Frage, inwiefern genau das ihren ursprünglichen Charakter verändert. Kinder haben immer gerne Fußball gespielt; neuerdings sollen sie es tun, um später nicht süchtig zu werden. Der Spaßfaktor verschwindet; Fußball wird zur präventiven Maßnahme gegen Drogenabhängigkeit.

- Kein Elterncafé wird ein Schild „Beratungsstelle zur Vorbeugung von Vernachlässigung und Misshandlung“ aushängen. Doch um finanziell gefördert zu werden, muss ein präventives Projekt in nachvollziehbarer Weise darstellen, welche fatalen Entwicklungen es vermeiden hilft. Es muss beforschbar sein, Daten müssen erhoben und ausgewertet werden, der „gesunde Menschenverstand“ alleine reicht nicht aus: wir glauben erst das, was sich in Zahlen niederschlägt. Eine systematische Datenerhebung aber wirkt ohne Zweifel abschreckend auf Besucher eines „niedrigschwelligen“ Angebotes. Daher sprechen manche Autoren lieber von Promotion als von Prävention und bringen so zum Ausdruck, worum es ihnen geht: nicht warnen und mahnen, sondern Entwicklungen anstoßen und fördern.
- Die idealen Kunden präventiver Angebote gegen Kindesvernachlässigung sind junge Eltern, die bei der Geburt ihres Kindes hoch motiviert sind, für sein Wohlergehen zu sorgen (das sind fast alle Eltern), die sich aber ihrer Grenzen und Schwächen bewusst sind (das sind schon einige weniger) und ihren Unterstützungsbedarf zum Ausdruck bringen können, die darüber hinaus in der Lage sind, Hilfen anzunehmen und in ihren Alltag zu integrieren, ohne dass ihr Selbstbewusstsein und ihre noch labile Identität als Familie darunter leidet (von den Familien, die in der Einschätzung von Fachleuten „wirklich Hilfe nötig haben“, bleiben jetzt nicht mehr viele übrig).
- Schwierigkeiten, Hilfen in Anspruch zu nehmen, haben Familien mit einer hohen Sensibilität für Beschämung und Entmündigung.

Je mehr Hoffnung in die Familiengründung oder in die eigene Mutterschaft gesetzt wurde, um so niederschmetternder ist es, zu erkennen, dass man Hilfe von außen braucht, und um so länger wollen junge Eltern diese Erkenntnis hinausschieben. Waren die Erfahrungen, die sie in ihren Herkunftsfamilien oder in der eigenen Jugend mit institutionellen Hilfen gemacht haben, mit viel Beschämung verbunden („ihr schafft’s nicht alleine“), so möchten sie als junge Familie, die vieles anders und das meiste besser machen will, eine Wiederholung dieser Erfahrungen vermeiden.

- Präventive Angebote sollen zur Selbsthilfe bzw. zur Hilfe auf Gegenseitigkeit anregen, und sich am Bedarf der Nutzer orientieren. Wenn es gelingt, die Eigeninitiative der Nutzer anzustoßen, so bestimmen sie zunehmend selbst über die Angebote; es entwickelt sich ein Austausch von Hilfen auf Gegenseitigkeit, die Hierarchie zwischen Professionellen und Laien flacht ab. Doch durch die Hintertür kann sich eine neue Hierarchie entwickeln: zwischen kompetenten Selbsthilfe-Routiniers und weniger erfahrenen Ratsuchenden, die befürchten müssen, den hohen Erwartungen an Mitwirkung nicht zu genügen, und abgeschreckt werden.

Der „Kalker Elterntreff“

Als das Kinderschutz-Zentrum Köln 1998 im sozial benachteiligten Stadtteil Kalk, wo wir seit 1981 mit Gruppenangeboten für Kinder und Familien und mit einer Sozialberatungsstelle präsent sind, zusätzlich einmal in der Woche einen Treffpunkt für Familien mit Säuglingen und Kleinkindern einrichtete, war uns die Verortung unseres Angebots in der Abgrenzung zu bestehenden Angeboten klar: keine Beratungsstelle, zu der nur Eltern mit hohem Leidensdruck und einleuchtender Problemlage oder mit einer dringenden „Empfehlung“ von Kinderarzt oder Jugendamt Zugang

finden - keine Krabbelgruppe, in der Mütter sich der intellektuellen Förderung ihrer Sprösslinge und dem Leistungsvergleich widmen. Stattdessen wollten wir einen Handlungs-Spiel-Raum für Eltern und Kleinkinder schaffen, eine Möglichkeit, sich auszutauschen und Rat zu holen, eigene Kompetenzen zu entwickeln und einzubringen und von denen anderer zu profitieren.

Es ist offensichtlich, dass es an solchen Orten und Räumen fehlt: für Beteiligung, aber auch für Austausch, Entlastung, Beratung und Begleitung speziell für junge Eltern. Während sich konservative Familienpolitiker Erkenntnisse der Bindungsforschung über die protektive Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung für die spätere kindliche Entwicklung zueigen machen und Betreuungsangebote für Kinder unter drei Jahren mit pseudowissenschaftlicher Begründung noch weiter abgebaut werden, geraten viele junge Familien und vor allem alleinerziehende Mütter in die soziale Isolation und in eine Situation der Überforderung. Diese Überforderung ist verbunden mit dem Gefühl eines ständigen Versagens angesichts der hohen gesellschaftlichen und privaten Erwartungen an Elternschaft, angesichts des heilen, konsumorientierten Familienbildes aus der Werbung und angesichts der Fehlentwicklungen in den Lebensläufen junger Leute, die heute gerne publiziert und mehr denn je dem „Elternhaus“ angelastet werden.

Den Zugang zu und die Arbeit mit sozial belasteten jungen Familien, die Probleme mit ihrem Baby oder Kleinkind haben, wollten und wollen wir auch nutzen, um uns mit der Frage zu befassen: was brauchen junge Eltern, und was beurteilen sie selbst als hilfreich bei ihren Bemühungen, gute Eltern zu sein? Dass sie es sein wollen, unterstellen wir und verstehen darunter die zweite, die „innere“ Seite des Zugangs, der nur möglich ist, wenn das Befremden angesichts mancher elterlicher Haltungen oder Verhaltensweisen nicht überwiegt. D. h. wir bemühen uns um eine Atmosphäre, in der eine Mutter offen über ihren gelegentlichen

Impuls reden kann, das Baby „an die Wand zu klatschen“ – und mit der Tatsache, darüber gesprochen zu haben, schon etwas für den Schutz des Babys getan hat.

Mittlerweile wird der „Elterntreff“ an drei Vormittagen und einem Nachmittag in der Woche von vielen Müttern mit Kindern unter drei Jahren genutzt: manche kommen nur ein paar Mal oder in größeren Abständen, manche über eine Zeit ganz kontinuierlich, manche nach längerer Pause wieder - in der Regel sind es bei jedem Treffen sechs bis zwölf Mütter und ebenso viele oder noch mehr Babys und Kleinkinder. Die meisten wohnen im Stadtteil und haben über Nachbarinnen oder ausliegende Flyer vom „Elterntreff“ erfahren. Rund die Hälfte der Mütter kommt aus Migrantenfamilien. - Als Professionelle arbeiten Ärztin, Sozialpädagogin, türkische Sozialberaterin und Pädagogikstudentin als Praktikantin.

Das Angebot im Elterncafé:

Information zu Fragen im Zusammenleben mit einem Baby oder Kleinkind: Pflege, Gesundheit, Erziehung, soziale Hilfen, weitere Angebote im Stadtteil. Für Eltern, die keine Ratgeber oder Broschüren lesen, sind die Möglichkeiten, sich zu informieren, beschränkt. Die Mütterberatung des öffentlichen Gesundheitsdienstes, ein traditionelles Beispiel für mündliche Informationsvermittlung durch Fachleute, wurde vielerorts eingestellt. Für Frauen mit anderen kulturellen Traditionen hat das Einholen von Auskünften im Gespräch mit vertrauten Personen oft noch einen hohen Stellenwert. Die Berater aus Familie und Nachbarschaft werden jedoch oft als „zu nahe“ erlebt und können außerdem viele Fragen zum hiesigen Erziehungssystem, zu Erziehungstraditionen und Institutionen nicht beantworten. Die Möglichkeit, sich bei den Mitarbeiterinnen, aber auch den anderen Müttern zu informieren, wird von allen Besucherinnen rege genutzt.

Entlastung. Junge Mütter geben viel - und brauchen viel. Ein Baby zu haben ist eine kräftezehrende Erfahrung. Je jünger die Kinder sind, um so wichtiger ist eine verwöhnende, oder zumindest gemütliche Atmosphäre, wo sich Mütter einmal für kurze Zeit um wenig kümmern müssen. Die praktische Entlastung im Elterncafé ist begrenzt; jemand nimmt das Baby auf den Arm, während die Mutter draußen in Ruhe eine Zigarette raucht. Aber wir regen die Mütter an, sich selbst im Alltag Entlastungsmöglichkeiten zu suchen, wenn sich Überforderung abzeichnet. Eine große Rolle spielt die Entlastung von dem Druck, eine perfekte Mutter sein zu müssen: andere Kinder brüllen auch, andere Paare haben auch Probleme, andere Mütter sind auch manchmal wütend auf ihr Baby. - Manche Mütter stellen fest, dass ihnen der Umgang mit einem anderen Kind leichter fällt als mit dem eigenen, dass sie ruhiger und gelassener sind – eine Erfahrung, die im Gespräch thematisiert werden kann. Eine weitere entlastende Perspektive: das eigene Kind aus wenigen Metern Distanz, im Kontakt mit anderen Kindern und Erwachsenen, ganz anders wahrzunehmen als sonst (Zitat einer Mutter: „Ich wusste gar nicht, dass mein Kind so schön spielen kann“).

Zusammensein: Mit der Geburt des ersten Kindes beginnt eine Phase der sozialen Neuorientierung: alte Kontakte gehen verloren, und es gibt, vor allem bei schlechtem Wetter, kaum öffentliche Orte, die für kleine Kinder geeignet sind. Ohne familiäres Netz drohen manche junge Eltern und insbesondere Mütter, in die soziale Isolation zu geraten und damit in eine Situation, die den Boden für Überforderung mit der Folge von Vernachlässigung und Misshandlung darstellt. Das Elterncafé bietet einen Rahmen, in dem sich neue informelle Netze gegenseitiger Unterstützung bilden können. Eine wichtige Bedeutung hat das Gespräch in der Gruppe, das von den Frauen mit großer Offenheit geführt wird; die Spanne der angeschnittenen, auch schwierigen Themen ist weit, die Herkunft der Frauen aus unterschiedlichen Kulturkreisen eine Bereicherung. Für uns in der Berater-Rolle hat die Gruppe oft eine

Kontrollfunktion: sind unsere Ratschläge wirklich verstanden worden, und sind sie alltagstauglich? Und: in der Gruppe lernen nicht nur die Kinder, sondern auch die Mütter voneinander, die Mitarbeiterinnen von den Müttern, die Mütter von den Kindern usw. ...

Einzelgespräche sind in der Regel ohne Vorabsprache im angrenzenden Raum möglich. Das Bedürfnis danach entsteht oft spontan, und manche Frauen machen dabei erstmals die Erfahrung, dass ihnen eine professionelle Beratung weiter helfen kann; Folgetermine können vereinbart werden. Das ungewöhnliche „Setting“ – zum Teil mit angelehnter Türe und der Möglichkeit, den Kontakt jederzeit unterbrechen zu können, weil vielleicht das Baby weint – kommt manchen Frauen entgegen, die von sich aus keine Beratungsstelle aufsuchen würden. Gegebenenfalls vermitteln wir persönlich an andere therapeutische Stellen, die auf diese Weise von unserer Einrichtung als „Türöffner“ profitieren können. Hier kommt uns die Lage unserer Einrichtung in einem großen Neubau zu Gute, der von einer privaten Stiftung als Ort der Kooperation und Vernetzung verschiedener sozialer Angebote konzipiert wurde und in dem auch eine städtische Familienberatungsstelle, ein Frühförderzentrum, ein integrativer Kindergarten, eine Wohneinrichtung für Behinderte und etliche andere soziale Institutionen sowie ein von der Jugendhilfe betriebenes Café ansässig sind.

„Hilfen aus einer Hand“, diese Erwartung wird häufig von Besucherinnen an uns herangetragen. Aber unsere professionellen Kompetenzen haben Grenzen, und wir müssen nicht alles wissen und können. Wichtiger ist Hilfe bei der sinnvollen Nutzung des großstädtischen Dienst- und Beratungsstellenangebots. Hier hat sich eine interessante Variante der „Komm-Struktur“ entwickelt: gelegentlich kommen andere Helfer auf Einladung der Mütter in den Kalker Treff, um über die Angebote ihrer Einrichtungen zu berichten und für Fragen zur Verfügung zu stehen, beispielsweise

Mitarbeiter des Jugendamtes, der Schuldnerhilfe oder der Job-Börse. In dieser Situation erleben sich die Mütter nicht als Bittstellerinnen, sondern sie nehmen eine Dienstleistung in Anspruch und erproben den kompetenten, erwachsenen Umgang mit einer Behörde.

Im letzten Jahr entstand in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsamt ein Angebot für junge Schwangere zwischen 14 und 20 Jahren, einer besonderen Risikogruppe im Hinblick auf Vernachlässigung. Dieses Projekt umfasste Unterstützung, Beratung, Geburtsvorbereitung und -nachsorge und erforderte bei einer Reihe von Mädchen eine intensive und zeitaufwendige Einzelarbeit mit häufigen Hausbesuchen. Einige dieser jungen Frauen kommen jetzt regelmäßig mit ihrem Baby ins Elterncafé.

Ein weiterer Plan besteht in der Einrichtung einer heilpädagogisch und therapeutisch betreuten kleinen Gruppe für Mütter mit Kindern, die aufgrund ihrer auffälligen Verhaltensweisen schon im Alter von unter drei Jahren mit einer kinderpsychiatrischen Diagnose (z. B. „HKS-Syndrom“) versehen sind und denen die Mütter in Alltagssituationen manchmal kaum gewachsen scheinen. Wenn sich diese Gruppe mehrmals pro Woche trifft, so kann einerseits Alltagsgestaltung eingeübt und die Beziehung zwischen Mutter und Kind gefördert werden, andererseits können Mütter auch die Kinder an einem Vormittag in der Woche zur Betreuung abgeben, um einige Stunden Entlastung zu erfahren.

Zusammen mit Kooperationspartnern im Stadtteil, die wie wir mit jungen Familien arbeiten, haben wir im kommenden Jahr die Gelegenheit, ein mit öffentlichen Mitteln für die Eltern-Kleinkind-Beratung entwickeltes Curriculum auf seine Anwendbarkeit in der Jugendhilfe hin zu erproben, unser Wissen und unsere Methoden auf einen gemeinsamen Stand zu bringen und tragfähige Strukturen der Zusammenarbeit zu erarbeiten.

Welche Auswirkungen hat unser Angebot, und wie lässt sich die Wirksamkeit eines solchen offenen Angebots objektivieren?

Eine wissenschaftliche Auswertung nach eindeutigen Kriterien haben wir bisher nicht durchgeführt, genauso wenig wie eine gezielte Diagnostik etwa im Hinblick auf Bindungsstörungen, womöglich mit Videoaufzeichnungen. Wir beobachten, wie der Umgang von Müttern mit ihren Kindern allmählich sicherer, gelassener und zuversichtlicher wird, aber auch, wie sie ihre eigenen Probleme aktiver angehen. Wir bekommen positive Rückmeldungen, auch von ehemaligen Besucherinnen, die nach längerer Zeit noch einmal vorbeischaun, während ihr Kind im Kindergarten ist. Bei der Einschätzung der Wirksamkeit sind wir vorerst auf solche subjektiven Eindrücke angewiesen. Eines lässt sich objektiv feststellen – das Elterncafé wird rege besucht.

Montags im Kalker Treff - Familienszenen

Frau M.s bald dreijähriger Sohn hat Probleme, sprechen zu lernen; er verliert schnell das Interesse an Beschäftigungen und gerät offensichtlich aus dem inneren Gleichgewicht, wenn andere Kinder sich ihm nähern und Kontakt aufnehmen wollen. Dem Kinderarzt ist bisher nichts aufgefallen. Auf unsere wiederholte Anregung hin hat Frau M. den Jungen im Sozialpädiatrischen Zentrum vorgestellt. Die diagnostizierte Wahrnehmungs- und Koordinationsstörung soll jetzt durch eine Ergotherapeutin behandelt werden. Frau M. berichtet von den Versuchen, in der Praxis einen Termin zu bekommen: „Die wollen mich veräppeln. Die haben gesagt, in ein paar Wochen ist was frei, und jetzt (zwei Wochen später) hab ich immer noch keinen Termin. Die haben bestimmt was gegen uns; ich geh da nicht mehr hin“. Wir ermutigen sie, nicht aufzugeben, und bieten Vermittlung an, wenn sich in zwei Wochen immer noch nichts getan hat.

Frau L. ist heute offensichtlich sehr niedergeschlagen; sie sitzt zusammengesunken am Kaffeetisch und reagiert noch weniger als

sonst auf ihre kleine Tochter. Diese wendet sich bald der Spielkiste zu. Die anderen lassen Frau L. in Ruhe. Als sie von uns auf ihre Verfassung angesprochen wird, beginnt sie zu weinen. Im Nebenraum berichtet sie dann von ihren Eheproblemen; es bricht förmlich aus ihr heraus.

S., eine ganz junge Mutter, legt sich mit ihrem sieben Monate alten Sohn zu den anderen Kindern auf die große Matte und lässt sich in deren Spiele einbeziehen. Sie hat eine ansteckende Freude an den Kindern und ihren Aktionen. Sie erkundigt sich nach dem Namen der Kinder, die sie noch nicht kennt, und spricht diese häufig damit an: „Magst du das blaue Auto auch am liebsten, Ozan?“ oder „Mensch, Sandra, das ist aber ein toller Turm!“ Einige andere Mütter, die ihre Kinder meistens nur ansprechen, um sie zu ermahnen, tun es ihr jetzt nach.

Die anderthalbjährige Tochter von Frau L. reißt inzwischen mit viel Eifer die Kinderkleidung herunter, die im Nebenzimmer auf einem Tisch gestapelt ist (die Frauen nutzen den Raum als Tauschbörse). Ihre Mutter beklagt sich heftig über sie. Sie erwartet, dass sie „aufs Wort“ gehorcht, und möchte sie nicht mit einer anderen Tätigkeit ablenken oder an der Hand wegführen - „die will mich nur ärgern, und ich gebe ihr dann nach!“ Als meine Kollegin sie auf die Freude aufmerksam macht, die Nadine empfindet, wenn sie mit ihren achtzig Zentimetern Länge gerade eben auf den Tisch greifen kann, findet auch sie eine andere Perspektive und räumt ihr einige andere Spielsachen darauf.

G. kommt mit ihrer jüngsten Tochter, aber große Sorgen bereitet ihr der elfjährige Sohn. Er geht seit kurzem auf Empfehlung der Grundschule zum Gymnasium - als erster aus der Familie -, aber in den Klassenarbeitsheften, die er unter seinem Bett versteckt hatte, stehen nur Fünfen und Sechsen. Sie weiß nicht, wie sie ihm helfen kann. Sie spricht zwar fließend deutsch, hat aber Schwierigkeiten mit dem Lesen und Schreiben. - Ob sie mal mit dem Klassenlehrer

gesprächen hat? Sie wehrt entsetzt ab: Ich kann dem doch nicht zur Last fallen, was denkt der dann von mir! Nach kurzem Erklären ruft sie noch von uns aus in der Schule an und vereinbart einen Gesprächstermin mit dem Lehrer.

Frau A. verfolgt jeden Schritt ihres knapp zweijährigen kräftigen Jungen nicht nur mit den Augen - sie läuft im hinterher, hält ihn am Pullover fest, als er auf einen Stuhl klettern will, „der fällt bestimmt runter“, und schiebt ihm von hinten einen Löffel mit Brei in den Mund. Sie ist überzeugt, dass er sonst nicht genug essen würde. Faruk reagiert aggressiv, schlägt nach der Mutter und brüllt. Diese zuckt hilflos mit den Schultern.

Faruk hat die ersten Lebenswochen auf der Intensivstation verbracht; den Eltern wurde damals wenig Hoffnung auf ein gesundes Kind gemacht. Frau A. sieht selbst einen Zusammenhang zwischen ihrer damaligen Angst und ihrem heutigen Verhalten. Zwei andere Mütter ermutigen sie auf dem Boden ähnlicher Erfahrungen, dem Jungen mal mehr Freiraum zu lassen - „die passen schon auf hier“. Frau A., die recht isoliert lebt, probiert das erste Mal einen anderen Umgang mit ihrem Kind aus.

Die junge Frau K., die erst seit einem Jahr in Deutschland lebt, ist verunsichert. Ihr ist aufgefallen, dass hier „die Kinder alles dürfen“ im Gegensatz zu ihrem Herkunftsland, wo großer Wert auf Gehorsam gelegt wurde. „Aber was ist richtig?“ Es entspinnt sich eine lebhaftes Unterhaltung zwischen den Frauen aus unterschiedlichen Kulturkreisen über die Verbundenheit mit erzieherischen Traditionen und die Notwendigkeit, neue Wege zu gehen. Beispiele dafür, was „richtig“ sein könnte, hat Frau K. schon selbst geliefert, wir müssen sie nur noch darauf aufmerksam machen: ihre achtzehn Monate alte Tochter war beim ersten Besuch scheu und ängstlich und wollte sich nicht von ihrer Regenhose trennen. Die Mutter verstand das Sicherheitsbedürfnis, Ela durfte die Hose anbehalten. Später konnte Ela entscheiden, dass sie lieber eine Wurstscheibe essen wollte als Quark. Als sie begann, den

Quark auf dem Tisch zu verteilen, griff Frau K. ein. Sie konnte sich in das Kind hinein versetzen und trotzdem als Erwachsene „die Linie“ im Auge behalten.

Die Mitarbeiterin U. spült Kaffeegeschirr ab. Die zweijährige Nicole steht auf einem Stuhl und „hilft“ ihr, schüttet sich dabei eine Tasse voll Spülwasser über die Füße. U. wischt mit Nicole zusammen auf, hilft ihr aus den nassen Socken und ermahnt sie, aufzupassen. Wenig später kann U. sie gerade noch daran hindern, eine Tasse Wasser auf den Boden zu kippen. Sie nimmt ihr die Tasse aus der Hand, hebt sie vom Stuhl herunter und bringt sie mit wenigen erklärenden Worten zu den anderen Kindern, die am Boden spielen. Nicole protestiert nicht. Erstaunen und Aha-Effekte bei den Müttern: „Ihr verbietet den Kindern ja auch was!“ - „Ich hätte jetzt geschimpft - aber es hätte nichts genützt“.

Grenzen von Familien - Grenzen von Institutionen

Dass das „Elterncafé“ fast ausschließlich von Müttern besucht wird, war nicht geplant. Offiziell sprechen wir immer „Mütter und Väter“ an. Doch rund ein Drittel unserer Besucherinnen lebt von Anfang an allein mit ihrem Kind. Auch in den Familien, in denen die Väter arbeitslos sind, ist es in der Regel Aufgabe der Mütter, sich um die Kinder zu kümmern, solange diese noch klein sind. In der Gesprächsrunde wird diese traditionelle Rollenverteilung gelegentlich in Frage gestellt. Aber wenn, selten genug, ein Vater mit seinem Kleinkind kommt, verändert sich die sonst offene Gesprächsatmosphäre unter den Frauen sofort. - Nicht zuletzt sind alle Mitarbeiterinnen im Elterncafé weiblich. Auch wenn wir ein stärkeres Engagement von Vätern für Kinder schon von Geburt an für wichtig halten, sehen wir, dass ein Stadtteilangebot keine Schaltstelle für gesellschaftliche Veränderungen sein kann. In letzter Zeit hinterfragen die Mütter, die im Elterncafé gerne über ihre in der Kinderversorgung passiven Männer klagen, schon manchmal selbstkritisch ihr Verhalten: kein Wunder, dass die

Männer dieses oder jenes nicht können oder machen - wir lassen sie ja auch nicht ausprobieren und sind selber immer schneller!

In einer Reihe von Fällen beschränken sich die Möglichkeiten des präventiven Angebots auf die „Türöffner“-Funktion für weitere Hilfen, z. B. bei psychisch kranken Müttern. Hier kommen uns kurze Wege und eingespielte, funktionierende Kooperationsstrukturen im Stadtteil zu Gute. Wenn wir (und nicht die Besucher selbst) den Kontakt zu einer anderen Stelle aufnehmen, dann nur mit Wissen und Zustimmung der Besucher. Die Notwendigkeit, dass wir von uns aus das Jugendamt verständigen, weil wir in einer Familie das Kindeswohl gefährdet sehen, hat sich bisher nicht ergeben. In einem solchen Fall würden wir mit der betroffenen Familie darüber reden und - wenn möglich gemeinsam - den Kontakt zum Jugendamt suchen.

Manche Familien, die aus der Sicht von Fachstellen einen hohen Hilfebedarf haben, kommen nicht zu uns - oder nur ein einziges Mal, auf Drängen des Allgemeinen Sozialen Dienstes. Es sind dies z. B. Familien, die in Obdachlosensiedlungen innerhalb eines „Clans“ leben, aus ihrer Sicht nicht an sozialer Isolation leiden und von ihren Herkunftsfamilien auch in den Außenkontakten kontrolliert und begrenzt werden. Den Fachstellen, die mit solchen Familien zu tun haben, ist bekannt, dass es gerade dort häufig zu fortgesetzter Vernachlässigung, Misshandlung und Missbrauch kommt. Hier stoßen wir an die Grenzen dessen, was Prävention leisten kann, die Grenzen eines offenen Angebots, das sich im wesentlichen an von den Nutzern geäußerten Bedürfnissen orientiert, Grenzen auch gegen die Erwartungen anderer Helfer. Aber wenn wir Eltern vermitteln wollen, dass sie nicht perfekt sein müssen, dass es genügt, hinreichend gute Eltern zu sein, so müssen wir akzeptieren, dass wir nicht für jede Familie das passende Angebot haben und dass Dinge sich auch ohne unser Zutun bewegen – und manchmal zum guten.